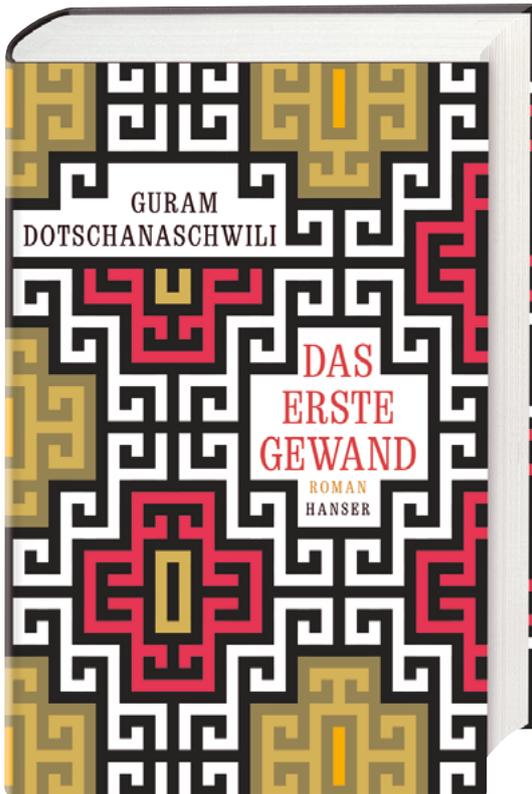


Leseprobe aus:

Guram Dotschanaschwili
Das erste Gewand



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2018

HANSER



GURAM
DOTSCHANASCHWILI



Aus dem Georgischen von
Susanne Kihm und
Nikolos Lomtadse

Carl Hanser Verlag

Die georgische Originalausgabe erschien 1978
unter dem Titel სამოსელი პირველი bei Nakaduli in Tbilissi.

Die vorliegende Übersetzung wurde gefördert im Rahmen
des Gastlandauftritts Georgiens auf der Frankfurter Buchmesse 2018,
mit Unterstützung des Georgian National Book Center und
des Ministeriums für Kultur und Sport in Georgien.



 Georgia
Made by Characters
Ehregast Georgien
Frankfurter Buchmesse 2018

I. Auflage 2018

ISBN 978-3-446-26013-9

© Guram Dotschanaschwili, 1978

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2018 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München,

© Khuroshvili Ilya/Shutterstock.com

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889





DER FLÜCHTLING IST DA

Es war noch dunkel, nur dort hinten, am Rand der Welt, schien es, als würde der Himmel licht. Gerade hatte es aufgehört zu regnen, lautlos glitten die Tropfen von Blatt zu Blatt, und der durchnässte, zitternde Flüchtling lauschte angestrengt auf ihr kraftloses Fallen. Jegliches Geräusch war zu ertragen, solange nur keine Hufe klapperten. Unablässig währte er die Verfolger in der Nähe, und mit letzter Kraft klammerte er sich an die nassen Äste. Eben noch hätte niemand ihn bemerken können, aber jetzt, in der Morgendämmerung, wo es erst recht kalt wurde und er in seiner Not nicht mehr stillhalten konnte, war seine schwärzliche, unruhige Silhouette in der fadenscheinigen Dunkelheit deutlich zu erkennen. Wie gerne hätte er geschlafen, er konnte seinen Kopf kaum noch halten. Immerhin saß er, nach dem langen Aufstieg ruhten seine müden, geschundenen Füße. Hier oben auf dem Baum würden auch die Hunde nicht an ihn herankommen – und Gebell hörte er bisher ja auch keins. Da schöpfte er neuen Mut, und gleichzeitig verspürte er Hunger. Er griff mit steifen Fingern in die Brusttasche und holte einen Kanten Brot heraus. Ohne Hast kaute er – er wollte eine Weile dran haben, aber der Kanten war zu klein und zu schnell aufgegessen. Jetzt bekam er erst recht Hunger, er spähte nach dem Dorf, dort

musste er etwas zu essen auftreiben. Die Häuser traten schon ein wenig aus den Schatten, er schaute sich noch einmal um, und es fröstelte ihn, nicht vor dem Verfolger, vor etwas ganz anderem bangte ihm jetzt – wie wunderbar der Morgen doch dämmerte! Hatte er je so scharf umrissene Blätter gesehen oder Zaunpfähle, die so spitz in die Morgendämmerung stachen? Wie die Bäume aus weiter Ferne näher rückten, wie die Felsbrocken unaufhaltsam aus der Erde wuchsen, und ob er jemals so einen bedrohlichen Windhauch gespürt hatte, der scheinbar mit der Morgendämmerung kam und die blassen Schatten am Boden tanzen ließ, wie eigentümlich und beunruhigend das alles war!

Er hielt es nicht länger aus, sprang vom Baum herab, lief bis zum ersten Haus. Am Tor blieb er stehen, hob den Kopf und sog mit bebenden Nasenflügeln prüfend die Luft ein. Er trat in den Hof, schlich am Pferdestall vorbei. Dann schlüpfte er in ein kleines Steinhäuschen. Hier war es merkwürdig dumpf, sodass ihm schwindlig wurde. Er setzte sich auf den Boden, atmete tief durch und schaute ringsumher – kalt war es hier nicht, aber fremdartig finster, man hatte dunkle Scheiben in die Fensteröffnungen eingesetzt.

Immer wenn ihn die Angst packte, verspürte er unterhalb des Ellenbogens und zwischen den Rippen eisige Nadelstiche, so auch jetzt, ihm war, als atme da jemand im Dunkeln. War er selber das? Doch als er erschöpft seufzte und einen Augenblick die Luft anhielt, hörte er das Atmen wieder. Die Angst übermannte ihn, er wischte sich über die Augen und stieß hervor:

»Wer ist da?«

»Ich, ich bin es nur.«

Die Stimme klang friedfertig, besänftigend; trotzdem rutschte er zurück, bis er die Wand hinter sich spürte. Er drückte seinen Rücken dagegen, als wollte er sie zum Einstürzen bringen; und auch wenn er das nicht schaffte, sammelte er ein bisschen Kraft; zum Aufstehen reichte es nicht, aber doch, um sich ein Herz zu fassen und zu fragen:

»Wer, ›ich?«

»Der Hausherr.«

»Ja, aber – was tun Sie hier?«

»Das fragst du mich?«

Der Flüchtling schämte sich so, dass er darüber fast seine Angst vergaß. Der Mann sprach ruhig, friedlich, und dem Zufluchtssuchenden stiegen die Tränen in die Augen:

»Ich ...«, der Flüchtling legte sich die Hand auf die Brust, »es war nicht richtig von mir, einfach hier reinzukommen, aber ...«

»Das macht nichts. Bestimmt war dir kalt.«

»Ja, wissen Sie, mir war sehr kalt, und ...«

»Ich weiß, ich glaube dir.«

»Wissen Sie ... eigentlich ... also ich bin kein ...«

»Ist gut«, beschwichtigte ihn der Mann, »ist schon gut.«

Der Zufluchtssuchende spürte die Freude durch seine Adern rauschen, ihn schwindelte und der Kopf sank ihm auf die Brust. Eine Zeit lang lehnte er, die Augen geschlossen, an der Wand. Aber sofort ergriff ihn erneut Unruhe – eines, eines wollte er unbedingt noch hören, erst dann würde er wirklich aufatmen können. Auf den Knien rutschte er über den Steinboden auf die Stimme zu, und ein lautes Knirschen wie von Kieselsteinen schlug verloren gegen die Wände. Und dann war es still, der Flüchtling legte dem Mann eine Hand aufs Knie, schaute zu ihm auf und sagte, fast flehend:

»Muss ich keine Angst haben?«

Der Mann blickte gedankenvoll zu ihm herunter, schließlich legte er ihm die Hand auf den Kopf und sagte:

»Nein. Hab keine Angst.«

Und da sank der Flüchtling in sich zusammen, seine Finger kratzten über den Boden. Seine Hände begannen zu zittern, und seine Schultern und sein Rücken bebten. Er kämpfte mit den Tränen, rieb seine Stirn am Boden und drückte seine Wange darauf, jeder Muskel spannte sich, er schluchzte erlöst. Der Mann wartete geduldig, bis der Flüchtling sich beruhigt hatte. Er drehte sich zur Wand und zündete eine Kerze an. Als er sich wieder umwandte, blickte der Flüchtling blinzeln, das Gesicht erdverschmiert, ins Kerzenlicht.

»Ich bin gleich wieder da«, sagte der Mann, »bestimmt bist du hungrig.«

»Ja, ich habe großen Hunger.« Der Flüchtling nickte, ohne den Blick abzuwenden.

Bis der Mann zurück war, hielt der Flüchtling seine verfrorenen Finger vor die Kerze und wunderte sich – unglaublich durchsichtige Finger von schöner Farbe sah er, dann näherte er auch seine Wange und seine Stirn der Flamme. Ihm wurde wärmer, und er räkelte sich wohligh, setzte sich an die Wand, ließ seine Nackenknochen knacken. Er bemerkte die Rückkehr des Mannes kaum, und als er seine Stimme hörte, zuckte er zusammen.

»Hier, nimm das.«

»Was ... was ist das?«

»Brot und Wein.«

»Ah...«, der Flüchtling griff nach dem Brot. »Oh, das ist ja noch warm«, sagte er sehnhch und schaute noch mal zu dem Mann.

»Nimm, das ist für dich.«

Eine Zeit lang kaute der Flüchtling begierig, dann langte er nach dem Krug:

»Darf ich?«

»Ja, trink nur.«

»Auf Sie«, wieder stiegen dem Flüchtling die Tränen in die Augen, »auf Sie, so einem Menschen wie Ihnen bin ich noch nie begegnet.«

»Auch auf dich, komm, trink doch.«

»Auf all die Menschen, die Ihnen lieb sind«, dankbar sah er ihn an.

»Haben Sie Kinder?«

»Ja, habe ich.«

»Wie viele?«

»Zwei.«

»Jungen oder Mädchen?«

»Jungen.«

»Auf die auch«, sagte der Flüchtling und setzte die Schale an die Lippen. »Was für ein guter Wein. Wie heißen sie?«

»Domenico und Gwegwe.«

»Was für seltsame Namen«, wunderte sich der Flüchtling, »Domenico und ...«

»Gwegwe.«

»Merkwürdig«, der Flüchtling dachte kurz nach und wiederholte leise: »Domenico ... und Gwegwe. Domenico und ...«

GWEGWE

»Dreh ihn bloß nicht zu lange«, sagte der erste Knecht, Bibo. »So hat er ihn lieber.«

»Aber ein bisschen knusprig muss er doch wenigstens werden.«

»Wenn ich's dir sage, es reicht, hör jetzt auf zu drehen.«

»Wie Sie wünschen.«

Der Hinkende rüttelte am Spieß mit dem Hasen. Vom Dach fiel ein dünner Lichtstrahl herein und ließ die Staubkörnchen glitzern. Auf diese Lichtsäule hinkte er zu und hielt den auseinandergespreizten Hasen hinein:

»Das soll reichen?«

»Bist du taub, oder was?«, brüllte Bibo. »Jetzt leg ihn auf den Tisch und verschwinde.«

»Ja, ja, sofort«, sagte der Hinkende erschrocken, »sonst noch was?«

»Nein, geh und stell dich an die Tür. Die Wassermelone hast du ja gekühlt.«

»Ja, natürlich.«

»Dann los, los, geh schon!«

Der Hinkende wollte eben nach der Türklinke greifen, als ein heftiger Schmerz ihn im Gesicht traf, es war Gwegwe, der ihm im Hereinkommen die Tür gegen die Nase geknallt hatte. Der Hinkende schlug sich beide Hände vors Gesicht und ging in die Knie, die Augen trännten ihm vor Schmerz, Blut rann ihm aus der Nase, und erschrocken starrte er auf die dunklen Kügelchen, die über den Boden rollten, dann legte er den Kopf in den Nacken, um das Blut zu stoppen.

»Hab ich einen Hunger«, sagte Gwegwe.

»Hier, bedienen Sie sich.« Bibo deutete zum Tisch.

»Ich geh dann, wenn ich darf«, bat der Hinkende, den Kopf nach hinten gelegt.

»Wo willst du denn hin?«, schnarrte Gwegwe.

»Mir das Gesicht waschen.«

»Ach, jetzt geht der sich das Gesicht waschen.« Und plötzlich explodierte er: »Was musst du dich jetzt waschen, verflucht sei dein alter Herr!«

Der Hinkende blickte Gwegwe geradewegs in die Augen, das Blut

tropfte ihm aufs Hemd; geraume Zeit blickte er ihn an, und als er sprach, hatte seine Stimme einen frostigen Klang:

»Mein alter Herr ist Ihr Vater.«

Bibo duckte sich, er dachte, jetzt bekäme der Hinkende den Tisch an den Schädel, aber Gwegwe war selbst erschrocken:

»Nein, nein, ich hab das so dahingesagt, nur so, hörst du?«

Der Hinkende blickte zur Decke.

»Ist mir rausgerutscht, aus Versehen. Das sagst du niemandem, oder?«

»Nein, wem sollte ich das schon sagen.«

»Gut, dann geh, wasch dir das Gesicht, tut's sehr weh?«

»Nein.«

»Geh jetzt, aber du sagst das niemandem, verstanden?«

»Nein.«

»Warte! Du kriegst ein Stück Fleisch.«

»Nein, danke, ist ja noch roh«, der Hinkende ließ es jetzt drauf ankommen.

»Was, roh?«, wunderte sich Gwegwe und blickte böse zu Bibo hinüber.

»Habt ihr das nicht gebraten?«

»Doch, doch, natürlich«, jammerte Bibo, »genau wie Sie es mögen!«

Gwegwe biss hinein und kniff die Augen zusammen. Dann hellte sich sein Gesicht auf. »Hmmm, das schmeckt!« Er zog das Kinn ein und lachte sich eins:

»Was hast du gesagt, das soll roh sein? Ist das vielleicht roh? Hm, was er nicht sagt, roh wäre das, hast du gehört, Bibo?«

»Hm.«

»Geh schon, spritz dir ein bisschen Wasser ins Gesicht.« Sein Blick folgte ihm. Als die Tür zufiel, setzte er sich an den Tisch und beugte sich über den Teller. Gierig biss er ins Fleisch und nagte die Knochen ab. Schließlich lehnte er sich im Stuhl zurück, streckte die Beine aus und führte ein großes Stück Wassermelone an den Mund, wie eine Querflöte. Jetzt schaute auch er, wie zuvor der Hinkende, zur Decke und saugte an der zuckersüßen, kühlen Frucht; ein rötliches Rinnsal rann ihm übers Kinn, und Bibo, dem das Wasser im Munde zusammenlief, starrte hartnäckig auf den Boden.

Gwegwe wischte sich das Kinn ab, und dabei fielen ihm beinahe die

Augen zu. Obschon er es genoss, schläfrig zu werden, wirkte er doch missmutig.

»Ihr Vater beherbergt irgendeinen Flüchtling.«

Gwegwe machte die Augen auf. Eine Weile starrte er Bibo verständnislos an, dann packte ihn die Wut:

»Seit wann?«

»Seit heute.«

»Und wer soll das sein?!«

»Das weiß ich nicht.«

»Na, dann ist ja alles bestens! Noch ein Schmarotzer mehr! Was ist denn das für einer?«

»Ich weiß gar nichts.«

»Und wo ist er jetzt?«

»Er schläft.«

»Er schläft?« Gwegwe brannte vor Wut, so, als habe man ihm etwas weggenommen; aber fast augenblicklich erlosch die Wut auch schon wieder – er war satt. Mühsam stand er auf, ging träge raus auf den Hof, legte sich bäuchlings auf die geflochtene Pritsche unterm Apfelbaum und schlief ein.

An dem Tag, als Gwegwe geboren wurde, hatte es geschneit. Die Hebamme stutzte kurz, noch nie habe sie ein Kind gesehen, das bei seiner Geburt nicht geschrien hätte, meinte sie und ging weiter ins nächste Dorf. Gwegwe lag in seiner Wiege und atmete energisch ein und aus. Ihm fehlte nichts. Wenn er nicht schlief, hatte er die Augen auf, und wenn er schlief, dann umso besser. Er war ein ausgesprochen gesundes Kind, nur fing er spät an zu laufen. Sprechen lernte er mit drei, bis dahin rief er nur »ro-ro«, und das auch nur, wenn er Hunger hatte. Er blieb klein von Wuchs, hatte aber schon immer lange, kräftige Arme. Oft beobachtete er die Knechte bei der Arbeit. Besonderen Gefallen fand er daran, wie sie große Bäume zum Umstürzen brachten; wenn zwei Bauern sich vor den Baum stellten und mit der Axt auf ihn einschlugen, stockte Gwegwe vor Aufregung der Atem. Dann stemmten sie sich gegen den Baum, und der aufgekratzte Gwegwe ergötzte sich zuerst am Quietschen und kurz darauf am nach unten eilenden Zischen. Er rannte zum gestürzten Baum,

sprang auf den Stamm und balancierte darauf herum. Als er sechs Jahre alt wurde, fand er ein rostiges Messer. Damit stocherte er in den Bäumen herum und schlitzte ihnen die graue Rinde auf. Wenn er im Garten eine Wassermelone fand, sah er sich um, und wenn keiner in der Nähe war, stach er das Messer bis zum Griff hinein.

Was er nicht ausstehen konnte, waren Feste. Der Lärm, die lauten Fürbitten und Zwischenrufe machten ihm Angst. Allein schon das Beisammensein mehrerer Dorfbewohner bereitete ihm Unbehagen. Und in ihrem Dorf gab es in der Tat merkwürdige Feste; um was flehten sie die Natur nicht alles an – Regen, Sonne, Fruchtbarkeit ... Das Gesicht zum Himmel gewandt, brachten sie schreiend ihre Anliegen vor, und Gwegwe ging in den Wald. Er warf einen Stein, und den Baum, den er traf, kerbte er mit seinem Messer ein.

Als sein kleiner Bruder geboren wurde, war er acht Jahre alt. Von diesem Moment an hatte er keine Lust mehr, sich zu Hause aufzuhalten; die Frauen umsorgten das schreiende Kind, und ein derartiges Übermaß an Aufmerksamkeit ging ihm gegen den Strich. Er zog dann los, um im See am Rande des Dorfes zu baden. Zwar war er nicht der schnellste Schwimmer, aber dafür konnte er am längsten im Wasser bleiben.

Als seine Mutter starb, war er elf. Schwarz gekleidete Frauen rauchten sich die Haare, kratzten sich über die Wangen und klagten lauthals. Der Vater war ebenfalls schwarz gekleidet und stand in Gedanken versunken, traurig an der Wand. Der jüngere Bruder weinte auch. Doch so sehr Gwegwe es auch versuchte, er konnte nicht weinen.

Dem Vater gegenüber empfand er zwar großen Respekt, jedoch keine Liebe, schon immer hatte er ihn gefürchtet, und nie hatte er ihm offen in die Augen geschaut, wenn überhaupt, so schielte er verstohlen zu ihm hinüber. Ein einziges Mal nur war der Vater hart gegen ihn gewesen. Gwegwe war etwa vierzehn Jahre alt, als der Vater eines Tages den jüngeren Bruder zusammengekauert im Gebüsch vorfand. Das Kind schlotterte am ganzen Leib, und der Vater zog es hoch, hielt ihm das Kinn und schaute ihm in die Augen.

»Vater, Vati, Vater!«, rief das zitternde Kind, »Gwegwe hat den Hund totgemacht.«

»Welchen Hund?«

»Den Braunen, den Streuner.«

»Was, warum denn?«

»Weiß nicht, er hat ihn totgemacht. Vater, bitte sag doch, sag mir, warum hat er ihn totgemacht?«

Jener Hund war immer von Tür zu Tür gezogen, und die Knechte hatten ihm Brot gegeben. Ein lustiger Hund war das, er hatte sich auf die Hinterbeine gestellt und um Essen gebettelt. Vor niemandem hatte er Angst gehabt, außer vor Gwegwe, der hatte keine Gelegenheit ausgelassen, ihm einen Tritt in die Rippen zu verpassen; und diesmal, als Gwegwe schwimmen war, hatte er den Hund entdeckt, wie er im Schatten schlief, sich herangeschlichen, mühsam einen riesigen Steinbrocken hochgestemmt und ihn geradewegs auf den Hund fallen lassen. Sein Bruder, der in der Sonne lag, hatte nichts davon mitbekommen, aber als er das Winseln hörte, war er aufgesprungen, hingerannt und hatte den Hund mit merkwürdig zusammengezogenen Pfoten und zerdrücktem Kopf daliegen sehen, und Gwegwe hatte Blut am Knie kleben und um seine Mundwinkel spielte ein bösesartiges Lächeln.

»Wo ist er jetzt?«, der Vater zog die Augenbrauen zusammen.

»Da, am See.«

Gwegwe hörte seinen Vater nicht kommen, er hielt das Messer in der Hand und stach gedankenverloren auf den Hund ein. Da fühlte er im Handgelenk einen solchen Schmerz, dass ihm schwarz vor Augen wurde; der Vater zog ihn hoch, drehte ihn um und ohrfeigte ihn heftig. Gwegwes Knie gaben nach, und er fiel über den Hund. Der Vater nahm ihm das Messer ab und schleuderte es in den See, dann zog er Gwegwe hoch, schleppte ihn zum Wasser und wischte ihm das Blut ab. Gwegwe öffnete die Augen und schloss sie sofort wieder, weil er glaubte, noch einmal geschlagen zu werden.

Der Vater nahm die Kinder mit nach Hause, und am nächsten Morgen weckte er Gwegwe bereits in der Dämmerung und befahl ihm, mit aufs Feld zu kommen. Zuerst wies er ihn an, sich das Gesicht zu waschen und zu frühstücken, dann gab er ihm eine Hacke in die Hand, und sie machten sich auf den Weg. Der Vater ging voraus, Gwegwe folgte ihm gähmend. Es wurde eben hell, die morgendliche Kühle zwickte angenehm auf der Haut, die Hähne krächten, und hier und da zogen die Knechte

vor dem Vater den Hut. Als sie das Feld erreicht hatten, drehte er sich zu Gwegwe um, und eine Zeit lang schaute er ihm in die Augen, dann bedeutete er ihm, mitzukommen, und fing an zu hacken. Der Mais auf dem Feld war noch niedrig, er reichte dem Vater gerade bis zur Brust. Gwegwe schwang ungeschickt die Hacke, bemühte sich aber nach Kräften. Gegen Mittag bekam er an Fingern und Handflächen Blasen, sein Gesicht verzerrte sich vor Schmerzen. Der Vater sah das und befahl ihm, sich in den Schatten zu setzen, er selbst fuhr mit der Arbeit fort. Vom langen Dasitzen wurde es Gwegwe langweilig und er versuchte, da, zu seinen Füßen, einen Schmetterling zu erhaschen, überlegte es sich aber sofort anders und äugte zum Vater. Dieser kehrte ihm den Rücken zu und arbeitete ruhig, ohne Unterlass. Jeden Tag ging der Vater aufs Feld, und die Leute wunderten sich darüber, er, der so reich war, was trieb ihn denn dazu; er aber kehrte Abend um Abend müde erst dann nach Hause zurück, wenn die länglichen Schatten der Häuser und Bäume schon verblassten. Und so vergingen über der Arbeit immer drei Jahreszeiten, im Winter jedoch, wenn der feine Schnee auf den Dorfwegen vom Zertrampeln unansehnlich wurde, auf den Bergen aber weich in der Sonne glitzerte, pflegte der Vater vor dem gewölbten Kamin zu sitzen und, die Augen zusammengekniffen, lange nachzudenken. Zum Vater kamen dann des Öfteren die Bauern, manche baten um Rat, fragten mal dies, mal das, manchmal beichteten sie ihm ihre Missetaten, und wenn sie in Not waren, baten sie auch leise um ein bisschen Mehl, und es gab keinen im Dorf, der ihm undankbar gewesen wäre.

Am nächsten Tag nahm der Vater Gwegwe wieder mit und wies ihn an, sich in den Schatten zu setzen, die Blasen auf seinen Fingern und Handflächen waren aufgeplatzt. Am fünften Tag jedoch, als Gwegwes wunde Stellen hart geworden waren, befahl er ihm, wieder zur Hacke zu greifen. Gwegwe gewöhnte sich schnell an die Arbeit, das Einzige, was ihn störte, war, dass die Knechte und er selbst die gleiche Arbeit verrichten sollten. Ein paar Jahre verbrachte Gwegwe so auf dem Feld, und wie oft beschloss er im Stillen, dem Vater seine Meinung zu sagen, dass er genug abgeleistet habe dafür, dass er einmal diesen Steinbrocken habe fallen lassen; dass er wahrlich genug getan habe, um seine Schuld zehnfach zu begleichen, und jetzt reiche es ihm mit der Feldarbeit, vor

allem, wo sein jüngerer Bruder noch nie einen Finger krumm gemacht habe. Gwegwe legte sich stets die passenden Wörter zurecht, hatte genau im Kopf, wie er dem Vater das alles sagen wollte, und gerade wenn er froh den besten Satz zum hundertsten Male im Herzen wiederholt hatte, kam er beim Anblick des Vaters durcheinander und schwang fleißig weiter die Hacke. Es wäre noch erträglich gewesen, wenn er bei der Arbeit alleine gewesen wäre, doch manchmal kam sein jüngerer Bruder gelangweilt vorbei und legte sich in den Schatten. Salzige Schweißtropfen bedeckten Gwegwes Stirn, sie rannen ihm in die Augen und tropften von den Wangen auf die Erde, während sein jüngerer Bruder im Schatten lag, gähnte und nicht wusste, womit er sich die Zeit vertreiben sollte.

Besser als jede andere Arbeit gefiel Gwegwe das Mähen mit der Sense. Mit einer Mischung aus Wut und Vergnügen schwang er die in der Sonne glitzernde Sense und kämpfte sich hartnäckig vorwärts, zu seiner Linken blieb gefallenes, langes Gras liegen. Wenn ihn keiner beobachtete, schwang er die Sense noch wütender und schnaufte laut, und ab und zu schaute er müde und selbstzufrieden zurück.

Der Vater rang lieber mit der steinigen Erde, er zerschlug im Boden steckende Steinbrocken, sammelte die Stücke auf und brachte sie dann gemeinsam mit Gwegwe auf dem Leiterwagen weg. Diese Arbeit war auch nicht schlecht, die Steine schlugen beim Abladen polternd im Tal auf. Nur dieses ewige Hacken und Hacken ...

Das Einzige, was Gwegwe richtig genoss, das war gebratener Hase und gekühlte Wassermelone oder daraus gekochtes zuckriges Muraba, das abends auf ihn wartete.

Mehr gibt es nicht zu sagen. Vorsätzlich zumindest beging Gwegwe keine Untaten mehr, nur seinen jüngeren Bruder Domenico hasste er seitdem von ganzem Herzen.

DER FLÜCHTLING UND DOMENICO

Dem Flüchtling war, als berühre ihn eine Hand, und er, der schon schlief, wurde im Schlaf noch stiller, so wohl tat ihm das. Etwas Weiches, Warmes streichelte ihm über die Wange, und er bekam Gänsehaut. Er seufzte dankbar. Als er dann die Augen aufschlug, schnitt er eine Grimasse und hielt die Hand gegen das Licht, die Sonne schien ihm direkt ins Gesicht. Er war noch nicht ganz wach, und etwas Unbestimmtes, Blaues bewegte sich gleichmäßig auf ihn zu, er erkannte es erst, als es sich in seinen Augen niederließ – im offenen Fenster war der Himmel zu sehen. Er sah sich in dem fremden Zimmer um, und bevor er dazu kam, sich zu wundern, fiel ihm schlagartig alles wieder ein. Er schloss die Augen erneut, drehte sich auf den Rücken, verschränkte die Hände hinterm Kopf und streckte sich, wohligh spürte er seine Schultern, Arme, Rumpf und Beine, und öffnete die Augen wieder. Aufmerksam betrachtete er seine Umgebung; an wie vielen Orten er schon gewesen war, aber in so einem Zimmer noch nie. Vorsichtig stand er auf, zog sich eilig das Hemd über den schmalen, sehnigen Oberkörper und ging zum Tisch. Da stand Essen für ihn, und während er seinen Hunger stillte, wippte er von einem Fuß auf den anderen. Dann hörte er Schritte und drehte sich hastig zur Tür, der Bissen blieb ihm fast im Halse stecken. Auf der Türschwelle stand, undurchsichtig lächelnd, der erste Knecht, Bibo.

»Bist du wach?«, fragte Bibo.

Der Flüchtling nickte und schluckte den Bissen hinunter.

»Man hat mich zu dir geschickt. Du weißt ja, wer?«

Hinter seinen Schläfen rauschte die Angst, so dumpf und schwer, so deutlich, dass er sie, wenn er gewollt hätte, mit seinen kalten Fingerspitzen hätte berühren können. Unwillkürlich fiel sein Blick auf den Wasserkrug, und er schätzte schnell ab, wie er den langen, dünnen Hals aus Ton packen könnte. Dann wurde ihm klar, nein, nein, die hinter ihm her waren, hätten den da nicht schicken können; er beruhigte sich.

»Ja, das weiß ich.«

»Mmh, und ich soll dir ausrichten, dass du so lange bleiben kannst, wie du willst.« Und wichtigtuertisch fügte er hinzu: »An Speis und Trank

soll es dir nicht fehlen, und ein Bett zum Schlafen hast du auch, was willst du mehr?»

»Nichts. Wer bist du?»

»Wer soll ich sein, ein Mann eben.«

Der Flüchtling blickte zum Fenster, machte ein paar Schritte, sah gedankenverloren nach draußen und senkte die Stimme:

»Hierher, ins Dorf, ist da jemand gekommen?»

»Wann denn?»

»Gestern, oder heute.«

»Nein, wer hätte schon kommen sollen, außerdem liegen wir nicht am Hauptweg.«

»Aha«, hakte der Flüchtling nach, »ihr liegt also nicht am Hauptweg, ja?»

»Nein, ein paar Pfade führen schon hierher, aber ...«

»Es ist schwer zu finden, ja?»

»Ich kann mich jetzt nicht ewig bei dir aufhalten, ich hab noch einiges zu erledigen«, sagte der erste Knecht. »Wie gesagt, du kannst bleiben, so lange du willst.«

»Richte ihm meinen Dank aus, meinen herzlichsten Dank.« Der Flüchtling legte die Hand auf die Brust. »Einem solchen Menschen bin ich noch nie begegnet.« Plötzlich überkam ihn ein Schluchzen, aber als sein Blick dem des Besuchers begegnete, biss er sich auf die Zunge, sah zur Seite und wiederholte leise: »Richte ihm meinen Dank aus.« Der erste Knecht zog ironisch die Mundwinkel herunter und ging hinaus.

Beim Tor floss ein kleiner Bach, der Flüchtling stellte sich breitbeinig hin, beugte sich hinunter und spritzte sich mit beiden Händen das eiskalte Wasser ins Gesicht, er prustete vor Wonne, der Tag war heiß. Ohne sich das Gesicht abzutrocknen, machte er sich auf den Weg. Es zog ihn aus dem Dorf hinaus. Er wusste zwar, dass er dem Dorfältesten herzlich willkommen war, aber er war ein bescheidener Mensch und wollte nicht untätig in dessen Hof herumlungern. Schnellen Schrittes strebte er dem Waldrand zu. Beim Anblick der großen Bäume und üppigen Büsche dachte er stets, dass diese doch wohl allen Menschen gehörten. Er brach von einem Baum einen dünnen Zweig ab, streifte die Blätter weg

und ließ ihn durch die Luft sausen, die sich zischend teilte. Wieder setzte er dazu an, als er in der Nähe einen Jungen wahrte. Eine Zeit lang starrte er ihn an, die Hand noch in der Luft, dann lächelte er verlegen, bückte sich und legte den Zweig auf die Erde, wieder schaute er zu ihm hin, er wäre normalerweise vielleicht nicht sonderlich angetan gewesen, aber jetzt, wo er sorglos und satt war, freute er sich über den Anblick dieses hübschen, blassen Jungen. Dieser musterte ihn ebenfalls. Der Flüchtling wunderte sich, er hatte noch nie gesehen, dass ein Dorfbursche, mit zarten Fingern und blassem Gesicht, ohne irgendeine Beschäftigung am Baum gelehnt hätte; der Junge glich den hiesigen Bewohnern nicht im Geringsten.

»Du bist der Flüchtling, oder?«, fragte der Junge. Seine Sprechweise war doch die eines Dorfburschen.

»Ja«, nickte der Flüchtling und lächelte ihm zu, »und du, bist du Domenico?«

»Woher wissen Sie das?«

»Na ja, ich weiß es eben.«

Eine Weile schwiegen sie. Der Flüchtling setzte sich auf die Wiese, rupfte Gras und streute es über sein aufgeschürftes Knie. Der Junge war verwundert und schaute weg. Plötzlich schien er etwas zu entdecken, sein Blick stockte. Der Flüchtling blieb sitzen, er beugte sich nur vor, schob die Äste des Buschs zur Seite und folgte Domenico's Blick – ein etwa neunzehnjähriges Mädchen kam den Weg entlang. Der Flüchtling blickte lächelnd zu Domenico hoch und ließ sich zurück ins Gras fallen.

Und das neunzehnjährige Mädchen ging weiter den Weg entlang. Ein großes, vollblütiges Mädchen war es, das Kleid war ihr zu eng geworden, und beim Gehen hüpfen ihre Brüste. In der Hitze glühten ihre Wangen rot, und auf ihrer Oberlippe glitzerten Schweißperlen, sie ging raschen Schrittes zum Wald. Dort angekommen sog sie die frische Luft ein und kniff die Augen zusammen. Sie ging zum Bach, einem kleinen Rinnsal, auf dessen Grund man die Kieselsteine erkennen konnte, und setzte sich. Mit der hohlen Hand schöpfte sie Wasser und sprenkelte es sich ins Gesicht. Sie genoss das sichtlich, fuhr sich mit der nassen Hand am Hals lang, löste ihr Haar und strich es aus dem Nacken nach vorne, dann streifte sie ihre dicken, bunten Socken ab und steckte die Füße ins Was-

ser. Eine Weile saß sie still da. Sie hatte sich auf die Handflächen gestützt, sich zurückgelehnt, und mit geschlossenen Augen genoss sie den Schatten auf ihrem Gesicht. Sie begann mit den Füßen im Wasser herumzuplanschen, lachte und bekam plötzlich Angst vor dem Wald, nervös schaute sie sich um, aber die Angst verflüchtigte sich schnell, sie stand auf und lief barfuß übers Gras. Erst stellte sie sich auf die Zehenspitzen, blieb sekundenlang so stehen, dann nahm sie mit der ganzen Fußsohle die Kühle der Erde auf. Sie lief umher, und als sie davon genug hatte, bekam sie wieder Angst. Eilig zog sie die bunten Stricksocken an und lief aus dem Wald heraus. Auf dem Weg war es heiß, doch auf Gesicht und Hals verspürte sie immer noch die Kühle des Waldes, selbstsicher schritt sie dahin. Am Dorfrand bemerkte sie einen etwa zwei Jahre jüngeren Knaben und lächelte, er war ein hübscher Kerl, außerdem jünger, und so konnte sie freiheraus mit ihm plaudern. Schnurstracks ging sie auf ihn zu, und als sie schon fast bei ihm war, schaute sie ihn auf einmal herausfordernd an und drehte sich geschwind um:

»Domenico«, sie nestelte mit den Fingern an ihrem Rücken herum, »da ist ein Knopf aufgegangen, kannst du mir den zumachen?«

»Wo denn?« Domenico blickte sich kurz nach dem Flüchtling um, konnte ihn aber hinter dem Busch nicht sehen.

»Na hier, siehst du's nicht?«

»Doch.« Er stand mit hängenden Armen da.

»Was ist denn, Mann, schämst du dich etwa?«

Das Mädchen schaute über die Schulter.

»Ich? Warum sollte ich mich schämen, ich bin doch kein schlechter Mensch.«

»Oh, wunderbar, vielen Dank, Domenico. Warte mal noch kurz.«

»Was ist denn?«

»Sag mal, hast du eigentlich schon mal ein Mädchen geküsst?«

»Wie?« Domenico blieb die Luft weg. »Einfach so, oder ...«

»Nicht einfach so, nein, ob du schon mal jemanden so richtig geküsst hast?«

»Was geht dich das an?«

»Wenn du's mir nicht sagen willst, dann halt nicht, interessiert mich auch gar nicht!« Das Mädchen drehte sich um, das Haar fiel ihr auf die

Schultern herab. Nach ein paar Schritten blickte sie lächelnd zu ihm zurück. Dann schien sie alles um sich herum zu vergessen und lief unbekümmert über den Weg zurück ins Dorf.

»Wer war das?« Der Flüchtling setzte sich auf.

»Eine aus meiner Nachbarschaft.«

»Aha.« Der Flüchtling betrachtete die Umgebung. »Sag mal, was ist das hier eigentlich für eine Pflanze?«

»Welche?«

»Die hier.«

»Welche denn?«

»Na, diese, die hier überall wächst.«

Domenico schaute sich um. »Ach, die? Farn«, sagte er verächtlich.

»Wie?«

»Farn.«

»Was für eine merkwürdige Pflanze, kann man sie für irgendwas verwenden?«

»Nein, für nichts. Wenn man die für was verwenden könnte, gäb es ja wohl nicht so viel davon.«

»Oh nein, denk' das nicht«, wehrte der Flüchtling ab, »wenn etwas wächst, dann kann man es bestimmt auch verwenden.«

»Und wofür?«

»Ich weiß nicht wofür, das müsst ihr wissen.«

»Ach was, Farn ist einfach für gar nichts gut.«

»Das ist ausgeschlossen«, erklärte der Flüchtling.

»Sie können hier fragen, wen sie wollen.«

»Ich glaube dir, dass die Leute es nicht wissen, aber es kann nicht sein, dass er für nichts gut ist.«

»Wofür sollte Farn denn gut sein?«, Domenico lächelte spöttisch.

»Nicht mal die Schweine fressen das.«

»Das hat gar nichts zu sagen.«

»Auch die Ziegen nicht, und auch die Schafe nicht, sogar wenn sie kurz vorm Verhungern wären, würden sie das nicht anrühren.«

»Wirklich? Was für eine merkwürdige Pflanze«, meinte der Flüchtling und brach neugierig eine Rispe ab. »Siehst du, so ist das.«

»Wie ist was?«

»Hier, wenn sie so dasteht, als Büschel, dann ist sie wirklich unansehnlich, aber halt mal eine Rispe hoch und schau hindurch, wie wunderschön ihre Blätter angeordnet sind. Ganz besonders sind die.« Der Flüchtling legte sich wieder hin, drehte und wendete die Rispe.

Domenico schaute ihn erstaunt an.

»Und du sagst immer noch, dass sie zu nichts nütze ist, ja?«

»Na klar.«

»Warum fressen die Schweine sie dann nicht?«

»Was weiß ich.«

»Irgendetwas ist in dieser Pflanze, etwas, was die Ziegen und die Schweine davon abhält, sie zu fressen. Du weißt vielleicht auch gar nicht, dass zum Beispiel Schlangengift heilende Kräfte besitzt?«

»Wie, heilende Kräfte?«

»Man heilt Kranke damit.«

»Mit Schlangengift?«, sagte Domenico zweifelnd, und sofort winkte er ab. »Was sagen Sie da, davon stirbt man doch.«

Der Flüchtling setzte sich auf und schaute sich um:

»Gibt's in eurem Dorf denn welche?«

»Ja, natürlich, die schwarzen.«

»Ja? Viele?«

»Nicht so viele, aber eine, die ist ganz gefährlich. Sie ist so dünn wie eine Nadel, man sieht sie fast nicht, aber wenn die jemanden beißt, ist der sofort tot.«

»Wirklich? Wie heißt die denn?«

»Die kleine? Iirkola Chi.«

»Iirkola Chi«, wiederholte der Flüchtling. »Und viele gibt's davon nicht?«

»Nein, nur alle zwei, drei Jahre wird jemand von einer gebissen.«

»Na ja, gut ist das nicht. Aber die Gelehrten, Domenico, die hätten vom Gift dieser Iirkola Chi sicherlich Wunderheilmittel angefertigt.«

»Wirklich?«

»Ja, wirklich.«

»Entschuldigung, wo kommen Sie eigentlich her?«

Der Flüchtling wusste nicht, wo er geboren war. Aber er konnte sich noch undeutlich an jenen Ort erinnern; wohin er auch geschaut hatte,

überall war das Meer zu sehen gewesen, vielleicht war seine Heimat eine Insel. Am Strand ein riesiger, braun zerklüfteter Fels. Die Natur oder ein eigensinniger Bildhauer hatte seine Spitze ähnlich einer hohlen Hand gestaltet. Als Kind hatte er oft lange Zeit dort gestanden. Das Meer änderte häufig die Farbe, es war mal grün, mal dunkelblau, und manchmal, wenn es in Aufruhr war, brodelte es gelb, Blitze zuckten dann über den Himmel, riesige Wellen rollten bedrohlich aufs Ufer zu, und sobald auf See der Sturm losbrach, richtete sich auch an Land zornig der Samum auf, und seine ungeheure, furchterregende Säule stampfte mit heulendem Gesang den Strand entlang. Dann kamen die Menschen aus ihren Bambushütten herausgerannt und hielten sich an den Bäumen fest, sie umklammerten sie mit beiden Armen, sogar ihre Wangen drückten sie dagegen, und vielleicht rührte eben daher ihre große Liebe zu den Bäumen. Jeder hatte seinen eigenen Baum; für die einen war er Beschützer, für die anderen wie ein Verlobter. Für ihre Töchter suchten sie schöne Bäume mit silbrigem Körper aus, und sobald das Mädchen zwölf Jahre alt war, führten sie es, das Haar gelöst, zum Baum. Dort musste die Braut erst einmal lange Zeit in der glühenden Hitze dastehen, mit offenem Haar, und obwohl die Trommeln ununterbrochen schlugen, hörte sie doch nur ihren eigenen Herzschlag. Dann aber, auf das Zeichen eines weißbärtigen Alten hin, trat sie vorsichtig in den leicht zitternden Schatten des Baumes und küsste, die Wangen schamrot, seine silberne Rinde. Auch der Flüchtling hatte seinen eigenen Baum gehabt, dessen Früchte waren kühl und süß. Sehr hoch war er nicht, seine Rinde war grob und blätterte ab, und nach jedem Sturm war der Körper des Flüchtlings ganz zerkratzt und blutete. Diesen Baum hatte der Flüchtling Vater genannt.

»Vater?«, wunderte sich Domenico.

»Ja, ich hatte selbst keinen Vater.«

An die Hügel konnte er sich klar und deutlich erinnern, derart merkwürdige Farben hatte er nirgendwo sonst mehr gesehen, die Blätter waren grün, aber von einem Grün, wie es selten zu finden ist, ein helles, ganz helles Grün. Das zu Boden gefallene Laub verwelkte schnell, aber es wurde nicht auf die gleiche Weise gelb wie andernorts, ein blasses, ganz blasses Gelb nahm es an. Dafür leuchtete zu Herbstbeginn alles feuerrot

auf, und der erschöpfte Blick des Betrachters glitt dorthin, wo die Wellen beharrlich am braun zerklüfteten Fels leckten.

»Hat das Rot wirklich so stark geleuchtet?«

»Ja.«

»Haben Sie lange dort gelebt?«

Einmal, als ein starker Samum über sie hereingebrochen war, hatte er es, daran konnte er sich noch erinnern, nicht mehr bis zu seinem Baum geschafft, er umklammerte einen anderen Stamm, und als er die Augen nach längerer Zeit wieder öffnete, sah er dicke, gewundene, bis in den Himmel reichende Seile, er blickte in bärtige, höhnisch lächelnde Gesichter und richtete sich verdattert auf. Ringsumher war nur noch das Meer, blau, durchsichtig glitzerte es in der Sonne, strahlend weiße Wolkenfetzen zogen über den Himmel, und inmitten dieser herrlichen Farben erblickte er eine schwarze Fahne.

»Was war das?«

Bis heute wusste der Flüchtling nicht, wo die Piraten herstammten, ihre Sprache hatte er nicht verstanden, und einmal, als ein anderes Schiff sie verfolgte, war er ins Wasser gesprungen.

»Warum?«

Sie hatten ihn arg misshandelt, überhaupt, das waren schreckliche Leute gewesen.

»Was ist das, ein Schiff?«

»Du weißt nicht, was ein Schiff ist?«

»Nein.« Domenico wurde rot.

»Was lässt du mich dann weiterreden«, lächelte der Flüchtling. »Ein Schiff ist wie ein großes Haus aus Holz, das auf dem Meer schwimmt.«

»Und was ist ein Meer?«

»Kennst du auch das Meer nicht? Das Meer ist viel, sehr viel Wasser, ein großes Wasser.«

»Aha ...«

»Ach, Domenico, Domenico«, der Flüchtling ließ seinen Blick auf ihm ruhen, »du Glücklicher.«

»Warum?«

»Weil es so besser ist.«

»Was meinst du mit so?«

»Dass du das Meer und Schiffe nicht kennst. Du hast bestimmt auch keinen Feind.«

»Warum sollte ich einen Feind haben, ich bin doch kein schlechter Mensch.«

»Ach«, der Flüchtling blickte ihn liebevoll an, legte den Kopf schief und lächelte ihm zu, »wirklich, du Glücklicher, Domenico.«

ZWEI MÄNNER KAMEN ZUM VATER

Gegen Abend kamen zwei Männer zum Vater. Der erste, ein magerer junger Kerl mit Sommersprossen, klopfte vorsichtig an und horchte. Er hielt die Wange gegen die kühle Tür und blinzelte.

»Kommt rein«, antwortete eine ruhige Stimme, »es ist auf.«

Der Sommersprossige sah seinen Begleiter an, und die beiden traten behutsam über die Schwelle. Der Vater stand am knisternden Kamin, das Licht strich ihm über Kopf und Rücken. Der Sommersprossige schirmte die Augen ab, der zweite, ein gedrungener Mann mit zusammengezogenen Augenbrauen, runzelte die Stirn noch stärker als ohnehin schon.

»Was führt dich hierher, Nandu?«

Der Gedrungene knetete eine Zeit lang seinen Hut in der Hand, ohne den Kopf zu heben. Dann schien er etwas sagen zu wollen, überlegte es sich aber sofort anders:

»Als Erstes soll er sprechen.«

»Gut, ich höre.«

»Na ja, was soll ich sagen«, der Sommersprossige zuckte die Schultern, »eigentlich ist nichts Großartiges passiert. Ich bin zur Quelle gegangen und seine Frau war gerade dabei, also, den Krug zu füllen. Da bin ich hingegangen und hab ihr geholfen, den Krug auf die Schulter zu heben. Der da hatte sich offenbar im Gebüsch versteckt und hat wohl gedacht, dass, also, wie soll ich sagen ... dass ich und seine Frau ... dass da was zwischen uns ist.«

»Warum hast du das gedacht, Nandu?«

»Weil das stimmt«, regte der Mann sich auf, »wie soll ich das erklären ... Weil das eben stimmt.«

»Woher will er das wissen, woher eigentlich?«

»Woher weißt du das, Nandu?«

»Ja, weil er so komisch gelacht hat, so in sich hinein, dass ...«

»Es kommt also darauf an, wie man lacht, ja?«

»Ja!« Der Gedrungene freute sich. »Es kommt drauf an, wie man lacht.«

»Lachen ist Lachen«, widersprach der Sommersprossige, »ich hab einfach so gelacht, was ist da schon dabei?«

»Komm mal her, Resa.«

Der Sommersprossige machte ein paar Schritte in der Dunkelheit, er schaute den Vater ziemlich forsch an, und der Vater holte die Funzel vom Regal und hielt sie ihm vors Gesicht. Da wich alle Farbe aus ihm, und er ließ den Kopf hängen. Fast schuldbewusst stand er da, im Verborgenen aber hüpfen seine Finger spielerisch über den Gürtel.

»An dem Tag, an dem du geboren wurdest, Resa, hing der Himmel voller Wolken. Es war heiß und man konnte kaum atmen, kein Luftzug war zu spüren, nicht der kleinste Windhauch regte sich. In Windeln gewickelt lagst du da, das Gesicht blau angelaufen, und keiner wusste, ob du durchkommen würdest, nicht mal mehr weinen konntest du. Die Frauen haben dir Quellwasser gegeben; erst als du ein Jahr alt warst, hast du mühsam die Augen geöffnet. Wenn die anderen Kinder in deinem Alter gespielt haben, hat dich deine Mutter in den Schatten gesetzt und da hast du den ganzen Tag gegessen und auf einem Stück Brot herumgekaut, weil du nicht aufstehen konntest – du hattest nicht genug Kraft in den Beinen, Resa. Einmal, als der Schatten weitergewandert war und du plötzlich in der glühenden Hitze saß, hat niemand dein Schreien gehört, und lange Zeit hast du hilflos vor dich hin geweint, nur ich hab dich gesehen, bin aber nicht zu dir hin, ich hab dich von Weitem beobachtet – ich wusste, dass du die Sonne dringend nötig hattest. Ich hab an eurem Gartenzaun gestanden, müde, ich war auf dem Rückweg vom Feld, und du, erschöpft vom vielen Weinen, bist umgekippt, und die Sonne hat dir auf die nackten Füße gebrannt. Als es ein bisschen kühler wurde und du wieder zu dir gekommen bist, ist dir ein Wärmeschwall in die Beine ge-

schossen, mit beiden Händen hast du dich auf der Erde abgestützt, du hast dich hochgestemmt, höher und höher, und hast dich aufgerichtet – damals warst du drei Jahre alt, Resa. Seitdem ist viel Zeit vergangen, ich kann mich gut an alles erinnern, ich hab dich immer beobachtet, ohne dass du es bemerkt hättest. Als kleiner Junge hat es dir Spaß gemacht, das Vieh zu ärgern. Du warst ein kleiner Racker, immer zu Flunkereien und Streichen aufgelegt. Als du den ersten Bartflaum bekamst, hast du gelernt, Flöte zu spielen, und ich muss zugeben, du hast von allen am besten gespielt. Du hast auch schön gesungen, warst noch dazu redegewandt und schlagfertig und was wollte so manche Frau mehr als das, war doch so, Resa, oder?! Wir sind uns selten begegnet – wenn ich arbeiten gegangen bin, lagst du noch in tiefstem Schlummer, und wenn ich aus den Weinbergen zurückgekehrt bin, hast du am Waldrand gestanden und irgendeine mit deinen Schwindeleien einzuwickeln versucht, und wenn wir doch einmal aufeinandergetroffen sind, hast du so getan, als ob du mich nicht siehst, du hast meinen Blick gemieden. Alles in allem warst du ein gesunder Junge, dir hat nichts gefehlt, nur einmal, da hat dich ein Pferd abgeworfen, und du hattest so starke Schmerzen in den Rippen und im Knie, dass du dir beinahe in den Ellbogen gebissen hättest. Als es dir ein bisschen besser ging, hast du für kurze Zeit ein ehrliches Leben geführt, warst einigermaßen eingeschüchtert von den Schmerzen. Aber bald schon hat dir die Lüge wieder auf der Zunge gebrannt, und die Rücksichtslosigkeit hat sich wieder in dein Herz geschlichen, Resa.«

Während der Vater sprach, hielt er die Funzel fest in der ausgestreckten Hand, der blasse Schein flackerte über das Gesicht des Sommersprossigen.

»Übrigens bist du ziemlich oft ungeschoren davongekommen, kannst du dich wenigstens daran erinnern? Mit gezücktem Dolch haben sie dich verfolgt, und ihre Pfeile haben dich verfehlt. Einige deiner Missetaten sind nie herausgekommen – du kamst immer unbehelligt davon; und neulich, auf der Hochzeit deines Nachbarn, da habe ich dich dazu gebracht, die grüne Trinkschale abzulehnen, die dir angeboten wurde. Die war vergiftet.«

»Oh.« Der Sommersprossige stieß erleichtert die Luft aus. Der Vater nahm die Funzel weg.

Eine Zeit lang standen sie da, ohne ein Wort.

Der Sommersprossige ließ die Finger wieder spielerisch über den Gürtel hüpfen, und als der Gedrungene das merkte, ärgerte er sich insgeheim so, dass seine Fingernägel sich in seine Handballen gruben.

Dann setzte sich der Vater auf einen dreibeinigen Schemel am Kamin und blickte den Sommersprossigen an.

»So weit, so gut, nun spiel mal was für uns, Resa.«

»Was denn?« Der Sommersprossige wurde munter, griff in die Brusttasche und holte seine Flöte heraus. »Fast hätte ich sie verloren. Ich hatte sie an der Quelle liegen lassen. Was für ein Lied soll ich denn spielen?«

»Spiel, was du willst, und sing auch ruhig dazu.«

Der Sommersprossige spitzte die Lippen und setzte die Flöte an. Er ließ die Finger anmutig hüpfen und kniff die Augen zusammen, sicher und fröhlich klang sein Spiel, dann ließ er die Hände sinken und begann zu singen, dabei klopfte er sich leicht mit der Flöte gegen die Hüfte:

*Unsre Burg ist nun errichtet
auf dem Hügel über der Stadt,
Steine rundherum geschichtet,
am Montag fand das Richtfest statt,
hee-o, hee-e-o...*

Wieder blies er in die Flöte, ließ die Schultern spielen und holte tief Luft:

*Was für eine gute Hand
diese hübsche Flöte fand,
hee-o, hee-e-o.
Und sie stimmt dich heiter,
wandert immer weiter.
Birg sie fest an deiner Brust,
so ist's eine wahre Lust,
hee-o, hee-e-o.*

Flink setzte er die Flöte an die Lippen, der Vater wandte den Blick nicht von ihm ab, aber er konnte ihn nicht dazu bringen, die Augen zu öffnen. Beim nächsten Lied kam Resa in Fahrt:

*Könnst' ich doch nur eine Nacht
in deinem Haus verweilen,
ein Schafsfell hätt' ich mitgebracht,
und das wollt' ich mit dir teilen.*

Lustvoll biss er sich auf die Lippe:

*Wilowilo, wie weht der Wind –
wi-de-le we-de-le.
Der Falke breitet die Flügel aus –
wi-de-le we-de-le.
Ach, so eine Hübsche und Feine –
wie dich gibt es keine.
Dein Mann schläft tief und, ach,
du bist wach –
wie dich gibt es keine.
Wilowilo, wie weht der Wind –
wi-de-le we-de-le.
Der Falke breitet die Flügel aus –
wi-de-le we-de-le.*

Die Wangenknochen des Vaters spannten sich, aber er saß mit dem Rücken zum Kamin, sein Gesichtsausdruck war nicht zu sehen, noch dazu hatte der Sommersprossige die Augen fest zusammengekniffen, er wiegte sich auf der Stelle, und jetzt, wo er in Stimmung kam, wippte er sogar ein paarmal auf und ab:

*Einmal muss es doch noch klappen,
mir diese pralle Frau zu schnappen,
und ich ohne schon die Lust,
kost' ich den Apfel deiner Brust.*

Der Gedrungene starrte auf den Boden, seine Handballen waren bereits blutig. Er war bis aufs Äußerste angespannt. Als er den dumpfen Aufprall hörte, zuckte er zusammen und starrte entgeistert den gestürzten Sänger an, dessen Gesicht gelb geworden und mit grünen Flecken übersät war.

»Was ist los, was ist passiert?«, fragte er schnell.

Der Vater saß immer noch auf dem dreibeinigen Schemel, ruhig, aufrecht, nachdenklich.

»Was ist los?«, wiederholte der Gedrungene und bekam es auf einmal mit der Angst zu tun. »Ich, ich hab nichts ... ich bin unschuldig, ich hab nichts getan!«

»Was hat das mit dir zu tun?«, sagte der Vater. »Hier, nimm die Funzel und schau es dir an.«

Nandu griff nach der Funzel und leuchtete dem Gestürzten ins Gesicht. Er sah einen dünnen Faden Blut von der Lippe bis zum Kinn, darin schien sich etwas zu bewegen. Er schirmte das Licht ab, schaute genauer hin, und als er etwas klarer sehen konnte, sprang er zurück, presste den Rücken gegen die Wand und schrie:

»Eine Iirkola Chi!«

»Eine Iirkola Chi«, wiederholte der Vater ruhig. Der Gestürzte wirkte jetzt länger.

»Ja, aber, woher ist sie ... was wollte sie hier? Hat ihn genau in die Lippe ...«

»Wahrscheinlich hatte sie sich in der Flöte verkrochen. Er hat ja vorhin gesagt, dass er sie an der Quelle liegen gelassen hatte.«

»Wie merkwürdig«, rief Nandu und gewann augenblicklich die Fassung zurück. Er war jetzt schon wieder der Alte, gedrunge und wortkarg.

Der Vater stand auf, beugte sich zu dem Gestürzten hinab und fuhr mit einem Holzstäbchen am Blutfaden entlang, etwas Kleines, Dünnes, sehr Bewegliches schoss auf das Stäbchen zu, offenbar biss die durch das Blut erregte Schlange hinein. Der Vater machte einen Schritt, schleuderte seine Hand in Richtung Kamin, eine winzige Flamme züngelte aus der Glut hervor, etwas zappelte rot, dann war es vorbei. Er griff nach der Funzel und ging auf den Mann zu, der noch immer an der Wand stand.

»Schau mich an, Nandu!«

Blasses Licht wanderte über das grobe Gesicht, der Mann versuchte ein Lächeln, aber es wollte ihm nicht gelingen.

»Du hast dich gefreut, oder, Nandu?«

»Nein, was sagen Sie?«, fuhr der Mann hoch. »Wie könnte mich der Tod eines Menschen freuen?«

Der Vater blickte ihn eine Zeit lang betrübt an, der Mann versuchte abermals ein Lächeln, doch auch diesmal gelang es ihm nicht.

»Geh jetzt, verschwinde von hier«, sagte der Vater und wandte sich von ihm ab. »Dass ich dich nie wieder in meinem Haus sehe.«

Als die Tür sich geschlossen hatte, ging der Vater zum Fenster und folgte dem Fortgehenden mit dem Blick.

Seine Augen wurden schmal. Nachdenklich, voller Erbarmen, verfolgte er, wie der Mann in die Nacht eintauchte, und das Licht aus dem Kamin strich ihm wieder unbeirrt über Kopf und Rücken. Die Zeit verging ...

AM WALDRAND

Träge schaute Domenico auf die vertrauten Zickzacklinien des schweren Wandteppichs, die zur Decke krochen. Schon seit einer Weile wurde im Hof Holz gehackt, aber im Halbschlaf nahm er den scharfen, kurzen, unbarmherzigen Hall der Axthiebe nur verschwommen wahr; er hatte keine Lust aufzustehen, drehte das Gesicht zur Wand, starrte gedankenlos auf den Teppich. Ein paarmal versuchte er ein Gähnen zu erzwingen, in der Hoffnung, wieder einzuschlafen, vergebens. Dennoch schob er es hinaus, aufzustehen, und blieb mit offenen Augen liegen. Dann bekam er Durst, griff nach dem Krug, der in Reichweite stand, setzte ihn an die Lippen und verzog sofort das Gesicht, das Wasser war lauwarm. Mit dem Fuß schob er die Decke weg und stand auf. Barfuß stakste er zum Fenster hinüber. Im Hof hackte sein Diensthote Holz. Er hätte ihm auftragen können, Wasser zu bringen, aber das war ihm irgendwie unangenehm, weil sie gleichaltrig waren. Er ging zum Bett zurück, griff träge nach

seinem Hemd, wurde schon wieder schläfrig; mit geschlossenen Augen zog er sich an. Ihm war nicht danach, in den Hof zu gehen. Noch einmal schaute er hinunter und sah Bibo, der zum Tor ging. Er konnte den ersten Knecht nicht leiden, deshalb freute er sich jetzt, ihn entdeckt zu haben.

»He, Bibo!«

»Was ist?«

»Bring mir Wasser hoch.«

»Wasser?« Bibo hatte keine Lust, und ihm fiel sofort was ein. »He, Bub, lauf, bring ihm Wasser hoch!«

»Sofort«, sagte der Junge, schlug die Axt in den dicken Baumstumpf und rannte los.

Das verdarb Domenico endgültig die Laune. Schlurfend stieg er die Treppe hinunter, im Hof waren weder der Junge noch Bibo zu sehen. Er ging zum Baumstumpf und griff nach der Axt. Sie steckte fest, er zerrte daran, plötzlich löste sie sich, er wankte rückwärts, und etwas traf ihn in der Taille. Er drehte sich um und sah den Jungen, der verlegen lächelnd eine Hand über den Krug hielt. Domenico lächelte ihm ebenfalls zu, er nahm die Axt in die Linke und wollte den Krug zum Mund führen, was ihm mit nur einer Hand jedoch nicht gelang. Er lehnte die Axt ans Bein, umklammerte mit allen zehn Fingern das kühle Tongefäß und trank genüsslich das kalte Wasser. Dann wollte er sich mit der Axt zu schaffen machen, aber der Junge sagte zu ihm:

»Nicht, dass du sie dir in den Fuß haust.«

Domenico war sofort beleidigt und blickte ihn prüfend an, bemerkte jedoch keinerlei Spott in seinem Gesicht. Trotzdem war ihm die Lust vergangen, er drückte ihm verdrossen die Axt in die Hand.

Er verließ den Hof. Langsam schlenderte er so dahin, ein paarmal überholte ihn sogar ein schwer beladener Ochsenkarren. Er wusste nicht, wohin er ging, wohin er gehen könnte, womit er sich die Zeit vertreiben sollte. Auf den Feldern und in den Weinbergen arbeiteten überall die Bauern, sie hackten, gruben um, wischten sich über die schweißbedeckte Stirn, ruhten sich kurz aus, schonten für einen Augenblick ihren Rücken, dann hackten sie weiter.

Ach ja, der Flüchtling!